

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 13. May 1820.

58

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Molochberg.

In der Nähe des Dorfes Chain, bey Salzwedel in der Mark Brandenburg, liegt ein Berg, der sich jetzt durch nichts auszeichnet. Nur sparsame Garben lohnen die Hand des Landmanns, der ihn bebaut, nur dürftige Kräuter findet auf ihm die Wollenheerde, nur wenige Meilen reicht von ihm das Auge des Wanderers in die waldige Gegend. Anders war es im Alterthume, von wo ihm nur der Name übrig geblieben ist. Molochsberg weiß ihn jeder Knabe in Chain zu nennen, fromme Mütter sehen Flämmchen auf ihm zittern in der Stunde der Mitternacht, und die Jugend schaudert wonnevoll in langen Winterabenden, wenn der Vater von ihm erzählt.

Schuldlose Kinder wurden hier in der Flamme dem erschrecklichen Gotte Moloch geopfert. Ach! wie manches Säuglings Angstgeschrey mag hier die Lüfte erfüllt, wie mancher Tropfen Kinderblut mag hier auf der Gluth gezischt haben! Wie manche Mutter mußte hier verwünschen, Mutter geworden zu seyn! — Doch nein! Lange Sitte, und des Aberglaubens Macht hatten das Muttergefühl gänzlich unterdrückt. Zum Glück und zur Ehre rechneten sich's Vater und Mutter, wenn ihr Kind würdig befunden ward, die Sünde des Volks zu versöhnen. Nur manchemal regte sich noch der Götterfunken des Mitleids und der Mutterliebe. So war es mit Stuna.

Stuna, die jüngste Tochter Tundors, eines geachteten Heerführers seines Stammes, ward von einer gefühlvollen Mutter geboren und erzogen. In früher Jugend verlor sie dieselbe. Aber wenn sie des harten Vaters Hand schwer fühlte, drückte sie sich den sanften Sinn der Mutter nur desto tiefer ein. Tundor, der edle, weit geachtete Tundor, liebte seine Stuna über Alles; aber als rauher Krieger und Jäger, der in Weibern und Töchtern nur demüthige Sklavinnen zu sehen gewohnt war, preßte er dennoch der Tochter manche bittere Thräne aus. Ihre Jugend, mit Herzengüte, Schönheit und Reichthum mehr als gewöhnlich geschmückt, lockte manchen Freyer an. Noch kannte sie die Liebe nicht, und zitterte nur, wenn der Va-

ter den Einen oder den Andern mit Wohlgefallen hörte. Er hatte sie vor Allen dem tapfern und gepriesenen Kollo zugehört. Aber Stuna bebte auch vor diesem zurück. Liebkosend bath sie den Vater, noch Jungfrau bleiben zu dürfen, und der Vater ließ sich erbitten. Seit sie aber Godan erblickte, den sanften Jüngling, der keine Bitte an Tundor wagte, und nur schüchtern und hoffnungslos zu ihr hinauf sah, schlich sich die Liebe in ihr Herz. Ihr zurückweichendes Auge, ihr banges Erröthen verriethen dem Jünglinge mehr, als er je gehofft hatte. Bald näherten sich die gleichgeschaffenen Seelen, und waren eins. Aber Godan hatte noch keine Thaten aufzuweisen; seines Vaters Haus verlor sich unbekannt unter der Menge. Deshalb wagte nicht Godan, nicht Stuna, ein Geständniß an Tundor. Doch, seit Stuna ihn liebte, dürstete er nach Thaten. Sonst verband er lieber Wunden, als daß er sie schlug, jagte lieber den schädlichen Wolf, als das schüchterne Reh, baute lieber die Flur an, als daß er sie verheerte. Jetzt drängte er sich vor Andere, um von Tundor gesehen zu werden. Einst wie er tapfer an dessen Seite focht, war er so glücklich, den zu Kühnen Tundor von schmachvoller Gefangenschaft, und vom schrecklichen Tode zu befreien. „Bitte,“ sprach da der Heerführer zu ihm, „welche Würde ich dir verleihen könnte.“ „Daß ich dein Eidam werde!“ antwortete Godan schnell. Der betroffene Tundor versetzte: „Es sey, wenn dich die Dirne nicht verschmäht!“ O, wie flog Godan zu Stuna! Wie glücklich war ihre Verbindung!

Jahre und Tage waren ihnen in seliger Wonne verfloßen, und ein holder Knabe spielte schon auf Stuna's Schooß, da brachen Hunger und mit ihm mancherley Seuchen aus, die Priesterschaft hatte die gewöhnlichen Mittel versucht, den Zorn der Götter zu besänftigen. Nichts wollte helfen. Endlich beschloß man ein Opfer, feyerlicher als je, dem Gotte Moloch zu bringen. Fünfzig unschuldige Kinder sollten sterben für das schuldige Volk. Das heilige Loos sollte dieß Opfer erwählen. Aus der Nähe und Ferne wurden die Väter, deren Kinder ein Jahr und darunter waren, entbothen, die Stimme des Gottes zu vernehmen. Godan unter ihnen! Wie Espenlaub zitterte Stuna von dem Augenblicke an. Der schreckliche Tag erschien! Da stand in der Versammlung des Volks eine tiefe, verdeckte Todesurne, und in derselben lagen schwarze und weiße Steine. Die schwarzen deuteten auf Tod. Der Herold rief, und jeder Vater kam und vernahm sein Verhängniß. Stuna stand von ferne. Jetzt griff Godan in die Urne, nahm einen Stein, ließ ihn wieder fallen, nahm einen andern, und noch einen andern, und zog — einen schwarzen. Stuna vernahm's und sank ohnmächtig nieder. Godan eilte zu ihr, und trug sie aus der sie höhrenden Menge. Sie erwachte und schwankte endlich an Godan's Seite hinab zur Hütte. Hier ergriff sie den Säugling mit Inbrunst, drückte ihn an ihr Herz, und wandte ihr thränenloses Auge zum Opferberge. Da war's, als wenn ein Gott ihr einbebe: Du sollst leben mein Sohn, oder ich sterbe mit dir! Und damit kehrte ihr Leben und Muth zurück. Am nahen Neumonde sollte der festliche Tag seyn.

Eines Tages, wie Godan in der Versammlung des Volkes war, eilte Stuna mit ihrem Säugling auf und davon. Unterwegs ließ sie von ihrem Gewande, in welchem sie Godan als Gattinn zum ersten Mal die Hand gereicht hatte, hier und dort ein Streifchen fallen, um dem Gatten die Ge-

gend anzudeuten, wohin sie geflohen war. Da war bey dem Opferberge ein düsterer Wald, der Meilen weit sich erstreckte, weit über die Fluren hinaus, wo jetzt Salzwedels Heerden weiden, und von dem nicht unbeträchtliche Überreste noch zeugen; dahin floh Stuna. Dorn und Dickicht ermüdeten bald ihren Fuß, sie konnte nicht weiter. Schrecklich war ihr die erste Nacht! Am Morgen eilte sie wieder, kam in Sumpf und Wasser und Schilf, aber nichts hielt sie auf. Endlich erreichte sie einen Horst, der ihr ganz zur Freystätte geschaffen schien. Kein Dickicht mehr! Himmelhohe Bäume standen auf trockenem grünen Rasen, den ein undurchdringliches Schilfmoor rings umschloß. Der Buche und des Nußstrauchs reife Frucht, und manches andere Gewächs des Waldes bothen sich dem Hunger dar, und eine hohle Linde schien zum Nachtlager einzuladen. Dahin trug Stuna dürres Gras und Moos, dahin wälzte sie Steine, verschloß den Eingang von innen, und ruhte sanft mit dem Säugling an der Brust. Jeder feindseligen Seele schien sie entronnen und unerreichbar; aber ihr Godan sollte sie finden, ob er es würde, welche peinliche Frage! Ein Tag verging und der andere. Glückselig war sie in den ersten Tagen, aber lang wurden ihr die andern, und schrecklich — schrecklich die folgenden. Hier so allein in der Wildniß, den reißenden Thieren preis gegeben, und bald auch dem Hunger, ohne Godan. „Godan! Godan!“ rief sie da, in der Angst, aus voller Brust, in's Gehölz, da sie Anfangs kaum leise zu athmen wagte. Aber nichts antwortete ihr, als das Geräusch des aufgeregten Wildes, und das Geträchze der Vögel. Zehn lange Tage waren verstrichen, da hörte sie im nahen Schilf ein Rauschen. Mit Beben horchte sie, ob es der ersehnte Godon wäre. Ach! ein Eber stürzte daher zu dem bekannten Horst. Die Jäger folgten ihm hitzig auf der Ferse. Stuna, dieselben erblickend, schrie laut auf. Sie, die Entflohenene, ward erkannt, ergriffen, da sie nach dem Kinde lief, und mit demselben im Triumph von dannen geführt.

Da stand sie nun vor der Versammlung des Volks. Nicht Godan, nicht Tundor vermochten oder wagten etwas für sie. Der Gottheit hatte sie das Ihrige geraubt, die Gottheit mußte versöhnt seyn. Wie grinsete sie die Priesterschar an; wie frohlockten neidische Weiber! Schrecklich sollte ihre Strafe seyn. Das Opfer jedes Kindes, und zuletzt des ihrigen, sollte sie, neben ihrem eigenen Scheiterhaufen, sehen. Verschoben war das große Opfer, bis das Entflohenene gefunden wäre. Am nahen Vollmonde sollte nun geschehen, wozu man sich am vergangenen Neumonde vergebens gerüstet hatte. Der Tag kam. Stuna war unerschüttert; sie sollte ja sterben mit ihrem Kinde. Mit festen Schritten ging sie zwischen ihren Henkern, den Säugling im Arm, den Berg hinan. Godan verbarg sich unter der Menge.

Vollbracht war das Opfer der fünfzig Säuglinge, und der Wind kräufelte schon mit der Asche von Stuna's holdem Knaben, welcher der Letzte war, den die Flamme verzehrte. „Zum Scheiterhaufen mit Stuna!“ geboth der Oberpriester. Da zog ein schwarzes Gewitter herauf. Blicke schlängelten, Donner krachte, der Berg erbebte mit der zahllosen Menge, die ihn bedeckte. Ploßlich fuhr ein Blitzstrahl in den für Stuna errichteten Holzstoß, zerstreute die Scheiter und zündete nicht. „Stuna soll nicht sterben!“ schrie die Menge. „Stuna soll leben,“ sprach der Oberpriester, „um länger zu leiden;

Diese Strafe wäre zu kurz!" Und damit war Stuna frey. Sie wußte längst nicht mehr, was geschah. Ihr Godan flog herzu, weckte sie aus der Betäubung, und brachte sie zur Hütte. Aber da war ihres Bleibens nicht. Alles fürchtete die Rache der Götter, wo sie den Boden betrat. Jeder trieb sie von sich, und Stuna floh die ihr verhassten Menschen. Godan entwich mit ihr. Sie ging zum Oesperberge, und erbaute sich ihre Hütte an derselben, vorne in dem Walde, wohin sie jüngst geflohen war. Bald spielten wieder Knaben und Mädchen um sie, aber sie vergaß das Erstgeborne nicht. Wehmüthig zeigte sie oft ihren Kleinen den Berg, und in nächtlicher Stille ging sie allein dahin, und weinte auf ihm erquickende Thränen. Dahin bath sie ihren Gatten, und geboth ihren Kindern einst ihre Urne zu tragen.

Neben ihrer Hütte bauten sich mehrere friedliche Menschen an, man nannte den Ort: am Hain, und Godan „den Wichmann, den Entwichenen," und noch ist Ghain der Nahme des Orts, noch ist Wichmann ein bekannter Nahme in demselben, noch zeichnen sich seine Einwohner durch milde Sitten vor andern Landbewohnern aus.

S c h a u s p i e l.

Im k. k. Burgtheater zum ersten Mahle den 1. May: Die Albaneserin.
Trauerspiel in fünf Akten von Müllner.

(Von Friedrich Wähler.)

Über Sicilien herrschte in einem zwischen Wahrheit und Dichtung schwankenden Zeitraume der König Basil, entsprossen dem dunkeln Norwegen, dem Lande wunderbarer schauerlicher Sagen. Sein Volk hatte den Mauren Sicilien entrissen. Damit ist zwischen Geschichte und Dichtung ein lockeres flatterndes Band geknüpft. Normännischer Geist verräth seine Abkunft auch noch im Süden durch das Reichsgesetz:

„Wie soll der Regent, wenn ihm ein Sohn lebt aus gelöster Ehe, zu neuem Bündnis schreiten, daß nimmer, um künftig Regiment, wie zwischen Dan und Nor, ein Fehd' entstehe und zweyer Mütter Erstgeborne streiten. Geschiehe's, so ist sofort das Reich dem Sohne und fehlt das Alter ihm, die Vormundschaft dem Herzog von Camastro zugehörig."

Dieses Gesetz ist nur eine von den mannigfaltigen Formeln, in welche ein höherer Wille seine Macht einkleiden kann, deshalb muß es auch nicht sowohl für einen abgerissenen Ausspruch der sittlichen Ordnung gelten, als vielmehr für diese selbst. Eine Verletzung des gegebenen Gesetzes war mithin eine frevelnde Herausforderung des unsichtbaren Rächers, ein förmlicher Bruch mit den himmlischen Mächten. Basil überschreitet das vorhin ausgesprochene Geboth, indem er nach dem frühen Tode seiner Gemahlinn Mathilde von Neapolis sich mit Blanca Sanperi, der Tochter seines Vasallen, verehlicht. Camastro versucht durch offenen Kampf das Recht der Thronfolge Fernando, dem Sohne Mathildens, gegen Enrico, den Sohn Blanca's, sicher zu stellen, obwohl dieser noch Säugling ist. Bey einem nächtlichen Überfalle kommt die Königin um, denn sie hatte ihren Gemahl in den Kampf begleitet. Der Anblick ihres hufzertretenen Leibes zeigt dem König, was er verloren hat, aber auch, was noch auf dem Spiele steht, er will die Ehre durch die Liebe retten, läßt den Leichnam in das erneuerte Schlachtgewühl tragen und erzwingt unter der Fahne des blutigen Mantels den Sieg. Der gefangene Herzog wird enthauptet. Ehe er stirbt, spricht er folgenden Fluch gegen den König aus unter Anrufung der Dämonen: „Wie er mich richtet, richtet ihn; reiht an sein Unrecht alle Folgen, die mein Recht bewahren. Fahl und blutig, wie zur Erd' er schleudert mein gehaftes Haupt, zeigt in der Luft hoch auf dem Pfahl der Schmach ihm einst ein Haupt, das er geliebt; raubt, wie das Gesetz er durch zwey Weiber brach, ihm durch ein Weib beyder Mütter Söhne, und laßt sein Grabmahl ohne Kindes Thräne."

Der König, der in diesen Worten Bruderhass und Brudermord ausgesprochen glaubt, sucht der Androhung gerade durch das Umgekehrte, durch eine Erziehung zur reinsten Bruderliebe, entgegenzuarbeiten. Der Erfolg übertrifft noch die zärtlichsten Erwartungen des Vaters. Nur durch Frauenliebe hält er noch eine Entzweyung der Brüder für möglich. Die Ritterfahrt, welche sie gemeinschaftlich nach Italien machen, ist in den Augen Vasis gleichsam eine Frage, die er über diesen allein noch gefürchteten Punkt an's Schicksal stellt. Als aber Enrico selbst ihn bittet um die väterliche Bestätigung für die Wahl der Liebe, die der in Alba Longa zurückgebliebene Fernando in Eleonoren, der Tochter des Fürsten Savelli, getroffen hat, da hält der König sich für immer losgesprochen von dem Fluche. Der Ruf nannte ehrend Eleonoren, die Braut und bald darauf die Gattinn Fernando's, nach Alba Longa, ihres Vaters alter Hauptstadt, Albana oder die Albaneserin. Hinter dem scheinbaren Glücke lauerte jedoch das Verderben. Enrico sucht kriegerischen Waffenruhm durch einen Kampf zur See mit Almanfor dem Herrscher von Tunis, einem Feinde der Christen. Der Vater übergibt seiner Anführung die erbethene Flotte. Das veränderliche Element der Luft entreißt Enrico den nahen Sieg. Fernando stellt sich dem vordringenden Feinde an der unbeschützten Küste bey Tomiso entgegen. Der König ihm nachfolgend mit einer Verstärkung, vernimmt ein dumpfes Geräusch von erlittener Niederlage, bald darauf erblickt er die Gewisheit derselben am Mastbaume des Hauptschiffes der Tuneser, das Haupt Fernando's, blutig, hoch in der Luft, mit Helm und Federzier. Der Leichnam liegt nahe am Strande, panzerlos, halbnackt, nur kennbar am blutgetränkten Rock. Schauernd denkt der König an Camastro's Fluch, besonders erkennt er darin eine überirdische Hand, daß Almanfor in Fernando gegen die sonstige Sitte der Mohren als König nicht die Leiche des Königssohns geschont hat.

Fernando's Tod wirkt auf Enrico, der ihn grenzenlos liebte, so außerordentlich heftig, daß er darüber, wie man allgemein glaubte, in Wahnsinn verfiel. Um das Übel zu heissen, wird Benvolio, Leibarzt des Vaters der Albaneserin, an den Hof zu Syracus geladen. Albana, die durch zarte Pflege den lebensgefährlichen Wahnsinn Enrico's gemildert hat, nennt sich krank, damit der wahre Kranke, der sich aber für durchaus gesund hält, den Zweck des hergesendeten Benvolio nicht merke.

Von Leontio, dem Pagen Enrico's, erfährt Benvolio, wer denn eigentlich krank ist. Das Gespräch zwischen beyden eröffnet das Trauerspiel. Der eintretende König, der von der Krankheit seines Sohnes zu reden anfängt, wird dadurch sehr natürlich veranlaßt, den Gang der Begebenheiten zu erzählen, die auf sein Haus so verderblich eindrangen. Der Arzt ist durch das Wort des Königs, der den Quell der Krankheit außerhalb der Natur sucht, so wie durch eine merkwürdige Äußerung des Pagen im Anfange des Gesprächs zum schärfsten Nachdenken aufgefordert. Die Äußerung lautete über den Wahnsinn Enrico's:

Und wenn er kraftlos seinen Schmerz zu tragen
Sich überredet, daß der Todte lebt,
Dann kommt der Wahnsinn, seine Lippe beb't,
Er fordert Waffen, sich mit ihm zu schlagen.
Es ist, als ob die Tollheit selbst sein Leiden
Nicht anders mildern könnt', als durch die List:
Die Liebe, die des Leidens Ursach' ist,
In die Gestalt des Hasses zu verkleiden.

Onophrius, Kanzler des Königs, meldet, daß Don Manuel, Sohn des enthaupteten Herzogs von Camastro, als Kind aus dem Reiche entschwunden, jetzt zurückgekehrt sey, von seinen Gütern ohne Lehenseid Besitz genommen habe, und ziemlich deutlich mit seinen Ansprüchen auf die Thronfolge wegen des verletzten Reichsgrundgesetzes herausrücke, daß Almanfor zu diesem Zwecke für ihn rüste, mit dem er darüber in Tunis selbst sich verständigt habe, daß endlich das Volk nicht länger den Schimpf ruhig ertragen wolle, Haupt und Waffen Fernando's nebst dem Ritter, der zu lezt neben ihm gefochten, in der Gewalt des Feindes zu wissen. Der König wird unwillig und der erste Akt schließt sich mit den Worten des Kanzlers:

„Sicilien ist im Haupt unfehlbar krank.“

Albana erschüttert durch die Nachricht, welche ihr Benvolio von der zunehmenden, Tod drohenden Schwachheit des seine Tochter verlangenden Vaters gibt, lenkt das Gespräch auf Enrico, dessen Zustand ihre Abreise unmöglich mache. Der Arzt ist höchst verwundert über diese Theilnahme, die ganz im Widerspruche stehe mit dem früher so kalten, fast zurückstößenden Benehmen der Jungfrau in Alba Longa gegen Enrico. Albana will ihre Abneigung entschuldigen durch die rauhe verletzende Außenseite Enrico's. Als Gattinn Fernando's wurde sie eifersüchtig auf die Liebe der Brüder, wie sie Benvolio, ihrem Lehrer aus früherer Zeit, offen gesteht. Als Albana auch noch hinzusetzt, daß Enrico die Frauen überhaupt und vor allen sie meide, der er doch Dank schuldig sey, da wird Benvolio die Spur heller, die ihm schon Leontio im ersten Akt ohne Wissen und Willen durch seine angeführte Auserung bezeichnet hat. Albana soll erscheinen, wenn er im Gespräch mit Enrico den Namen Fernando's aussprechen wird. Auf diese Weise glaubt er hinter das Geheimniß zu kommen, wenn Liebe der Quell des Übels ist, Enrico erscheint mit dem Könige. Absichtlich hingeworfene Worte erinnern ihn an Albana. Er bringt mit ihr in Gedanken Fernando in Verbindung, der Paroxismus der Zerrüttung steigt und in dem heftigsten Anfall fordert und erhält er auch vom Pagen Leontio ein Schwert, und dringt damit auf den Vater ein, den er für Fernando hält. Der Page entwaffnet und überläßt ihn, da auch der König abgeht, der Gesellschaft des Arztes. Enrico versinkt in Gedanken, die sich, nach dem Schall der Worte betrachtet, widersprechen, im Innersten der Rede aber sehr nahe zusammenhängen. Der Arzt wird immer sicherer in seiner Vermuthung. Er nennt Fernando's Namen und Albana erscheint nach der Verabredung, ohne von dem Prinzen gleich bemerkt zu werden. Enrico redet von sich und Fernando eine Weile, als wären sie beyde unauflöslich verschmolzen; wie aber der Arzt die Eifersucht desselben absichtlich erregt, so fühlt er sich durch die Leidenschaft plötzlich der Wirklichkeit näher gerückt, erzählt mit schwärmerischem Entzücken die Zeichen der Liebe, die er von Albana glaubt empfangen zu haben und bricht dann in Verwünschungen über die Kälte aus, womit sie sich nachher von ihm abgewendet habe, er nennt sie gleichend, giftig! D u h l e r i n n ! Bey diesen Worten kann Albana sich nicht länger zurückhalten, sie weiß, daß Enrico sie geliebt hat, hält ihm seinen Wankelmuth vor, seine Gleichgültigkeit, die so weit ging, daß er um ihre Liebe für den Bruder warb, und endlich gesteht auch sie, was der beleidigte Stolz so lange verschwiegen hatte, das Geheimniß ihrer ersten Liebe zu ihm. Albana reißt sich von Enrico los, der ihre Hand fassen will und der Arzt, der den Schlag für entscheidend hält, erklärt, nie werde Licht in des Kranken Haupt zurückkehren, wenn dieser Wetterstrahl es nicht entzündet habe.

Beym Anfange des dritten Akts will die Albaneserin Syracus verlassen und zu ihrem Vater zurückkehren. Durch Entfernung hofft sie ihr Herz, über dessen plötzlich veränderten Zustand sie sich übrigens täuscht und nach ihrer Natur auch täuschen muß, in treuer Liebe zu Fernando zu bewahren. Jetzt, wo sie sich von dem Sturm des Augenblicks wieder etwas erhohlet hat, erschrickt sie bey dem Gedanken an ihr Geständniß. Der Arzt scharft ihr die Nothwendigkeit ein zu bleiben, und den Kranken noch ein Mahl zu hören, widrigen Falls sey ein Rückfall in die Raserey zu befürchten. Albana kämpft mit sich selbst, kann Fernando nicht lassen und rafft sich besonders durch den Gedanken auf, daß er (Enrico) ihre Neigung verstanden und dennoch — dennoch verschmäht habe. Sie sagt entschlossen: Zu Niedrigem nicht steigt Albana nieder; das Herz, das er verwarf, verwirft ihn wieder. Der König, eintretend mit Enrico, wiederholt verstärkend die Gründe des Arztes, um Albana in Syracus zurückzuhalten. Im Feuer des Gesprächs kommt Enrico so weit, daß er laut bekennt, er habe seine Liebe zu Albanen nur darum unterdrückt, weil ihm Fernando mit demselben Geständniß zuvorgekommen sey. Darauf folgt die rührende Klage: „Nichts ist auf Erden mein mehr, nichts ist übrig vom Bewusstseyn meiner Würde, nichts von der Tugend Kraft ist mir geblieben, als das Geheimniß, daß sie da gewesen. Im Kampf es zu bewahren, fiel mein Geist.“ Albana, die den Egoismus ihrer stolzen Seele mit diesem Wunderwerke der Bruderliebe verglichen hat, fühlt sich vernichtet durch die Entdeckung des Abstandes, und ins

dem sie zu seinen Füßen der verkannten Größe die außerordentlichste Genugthuung gibt, glaubt sie ihm dadurch selbst wieder näher zu kommen. Sie bekennt, daß die Liebe, welche sie als Jungfrau unterdrückte, in ihr als Witwe noch erhöht sey durch den Heroismus der heldenmüthigen Selbstüberwindung Enrico's. Der Vater, obwohl er an den Fluch Camastro's denkt, willigt ein in die eheliche Verbindung der Liebenden. Enrico ist außer sich vor Entzücken. Der Kanzler, angemeldet durch Leontio, erklärt Vollziehung der Ehe zwischen Enrico und Albana für unmöglich, so lange nicht der Tod Fernando's durch das fehlende Haupt desselben canonisch erwiesen sey. Noch dringender, als das erste Mal im ersten Akt, redet er von Don Manuel, der auf dem Wege sey, dem Könige die Waffen Fernando's aus Tunis zu überliefern. Ebenfalls gedenkt er, nur jetzt bestimmter als früher, des Ritters, der als einziger Zeuge vom Tode des Infanten den Herzog begleite. Der König läßt den Herzog an den Hof laden.

Den vierten Akt eröffnen Benvolio und Leontio mit einem Gespräch über die außerordentliche Bewegung, welche das Erscheinen des Don Manuel und seines Gefolges in Syrakus hervorbringe, besonders der Anblick der Waffen Fernando's. Enrico, tief bewegt auf das Geschrey: „Es lebe Fernando!“ schenkt dem Arzt zum Andenken einen Ring mit verschlossenem Gift, denn durch dieses pflegten sich die Herrscher Siciliens aus maurischer Gefangenschaft den Weg zur Freyheit zu bahnen. Der Arzt erstaunt über die Seelenstärke, mit welcher Enrico diese Linderungsmittel seiner Qual verschmähte. Es versteht sich von selbst, daß der Arzt damit lediglich auf solche Zeiten anspielt, die Enrico, trotz der Heftigkeit des Kampfes, die Besonnenheit nicht rauben konnten, denn Wahnwitz und Selbstüberwindung widersprechen sich. Don Manuel erscheint, begleitet von Rittern. Seine Rede, die er selbst ein Gemisch von Wahrheit und Lüge nennt, bewegt den König und auch Enrico auf mannigfaltige und oft auf eine erschütternde Weise. Er erzählt, wie Fernando und ein Ritter, der Calabres Orlando, durch die Tuneser von den Ihrigen getrennt, umsonst versuchten, das sichere Jenseits des Dorillo zu erreichen; darauf zurückgeworfen an das Ufer, die Kleider wechselten, die sie schon vorher, um leichter neben dem leeren Kahne schwimmen zu können, in denselben gelegt hatten; wie der Calabrese von einem Pfeile getödtet und Fernando in die Sklaverey nach Tunis fortgeschleppt worden.

Er selbst, Don Manuel, habe seine Jugend am spanischen Hofe verlebt und um die Rechte des enthaupteten Vaters auf Sicilien, die in ihm, dem Sohne, fortlebten, mit Nachdruck behaupten zu können, sey er in Verbindung mit Almansor getreten. Von seiner Macht unterstützt, habe er entweder als Fernando selbst oder als Vollzieher seiner Rechte auftreten wollen. Ein sicilianischer Sklave, der in Tunis lebte, sollte ihm als Werkzeug für seine Absichten dienen. Dieser Sklav ist Fernando selbst, als Beyde einander näher kennen lernen. Fernando bittet ihn, bloß dadurch an Basil Rache zu nehmen, daß er ihm den todtgeglaubten Sohn zurückführe. Diese Rede mußte um so mehr den tiefsten Eindruck machen, da sie Beglaubigung erhielt durch die Waffen Fernando's, die Don Manuel dem Könige zu Füßen gelegt, so wie durch die eingestreuten Charakterzüge, die in der vollkommensten Übereinstimmung mit dem Gemüth des vermeinten Todten standen. Die Verwirrung steigt, bis endlich der König klare Bestätigung des Gesagten verlangt, weil diese nothwendig sey für die bestimmte eheliche Verbindung zwischen Enrico und der Albaneserin. Bei dieser Erklärung verwandelt sich der sicilianische Ritter, der allein nach dem Abtreten der übrigen zurückgeblieben ist, auch sein Biß nie gelüftet hat, plötzlich in Fernando. Don Manuel hat ihn wirklich zurückgeführt. Mit dem Ausbruch: *Schlange! Schlange!* macht er dem Schmerz der Eifersucht Luft. Albana wird durch das Gerücht und jetzt auch durch das Geräusch herbegezogen. Fernando umarmt sie, nennt sie sein Weib. Basil denkt mit Entsetzen an den Fluch, Enrico, den der Gruf „Schlange“ desto tiefer verletzen muß, je qualvoller er die Bitterkeit des ersten freywilligen Opfers gekostet hat, antwortet dem Bruder als Ritter mit dem Schwerte in der Hand. Fernando will gleichfalls ziehen. Albana besänftigt Enrico mit dem Zuruf: Bruder! Held im Kampf der Liebe! Freund der Geliebten! Das Schwert ensinkt ihm. Albana fordert Enrico auf, das zu verdienen, was sie gab. Die angeborne Weichheit Fernando's löst sich auf in den Ausruf: Leonore!

Göttergleiches Weib! Er ist entschuldigt, er liebte dich! den Himmel! O, muß ich leben, so ihn zu vernichten! Der König nimmt Enrico's Schwert aus Albana's Hand und läßt ihn verhaften.

Der Anfang des fünften Actes macht bekannt mit dem Entschlusse des Königs, Enrico in Begleitung Don Manuels und des Arztes nach Norwegen zu schicken. Der Gedanke an Brudermord durchfährt den Vater. Ehe will er, wie König Lajus, selbst Hand an Enrico legen — so phantastirt er einen Augenblick — um dem schrecklichsten aller Gedanken zu entrinnen, dem Gedanken an den verkündigten Fluch, den er frevelnd auf sein Haupt geladen. Dem Verhängnisse gegenüber scheint er kaum noch Mensch, wie er sich aber wieder als Vater begreift, besonders als Vater des ihm so ähnlichen Enrico, gewinnt die Natur ihre Rechte zurück. Fernando, durch den Arzt von der Größe des Opfers unterrichtet, das ihm Enrico gebracht, darf kein zweytes fordern, das fühlt er klar. Vom Kanzler hört er, daß nur der Tod seine Ehe mit der Albaneserin lösen könne, und der Vater mit schwarzen Gedanken gegen Enrico umgehe. Dadurch wird er fest in seinem Entschlusse, für die Liebe der Albaneserin und Enrico's zu sterben. Albana will durch Überfendung einer Kette Abschied von Enrico nehmen, im tiefsten Schmerze klagt sie: O du Herr der Herzen, warum ist Liebe — Liebe und Tod nicht Eins? Leontio, mit dem sie gesprochen, meldet die Ankunft Enrico's. Das Gespräch ist offen, warm, fortreißend. Albana sagt:

„Dich nur, nicht deine Lieb' entziehe mir,
Denn sie nur gibt mir Kraft, dich zu entbehren.“ Später:

„Mein bist du, Jüngling, mein auf ewig! Stirb
Mit dem Gefühl — dort finden wir uns wieder.“

Jetzt geräth Enrico außer sich, eine herrliche Natur geht unter — es ist schmerzhaft dies sagen zu müssen — in dem höllischen Gedanken des Brudermordes. Er will Fernando Gift geben. Da er den Ring verschenkt hat, verlangt er von Albana ein Schwert, um sich von einem Bruder und die Geliebte von einem Gatten zu befreien. Fernando tritt zwischen Beide und reicht Enrico sein Schwert. Der Ring Enrico's war aus der Hand des Arztes als neues Geschenk an Fernando gekommen. Dieser, nachdem er das Gift daraus genommen, sich opfernd für das Glück Aller, übergibt Enrico den Ring und stirbt bald nach Geständniß seiner That. Enrico kehrt das Schwert gegen sich. Der König macht dem Sohne Camastro's oder eigentlich dem Verhängniß Platz; er geht nach Norwegen, dem Sitze seiner Väter, mit den Leichen seiner Söhne. Die Albaneserin kehrt zu ihrem Vater zurück. Beide müssen ihren Schmerz überleben, damit der unerforschte Rathschluß des Himmels erfüllt werde.

(Die Beurtheilung dieses tiefdurchdachten, glänzend ausgeführten und in jeder Hinsicht höchst merkwürdigen Trauerspiels folgt in den nächsten Blättern. Man hat versucht, so weit es die Trockenheit der Skizze erlaubte, den poetischen Faden durchschimmern zu lassen, der Anfang und Ende verknüpft, so wie die Motivirung des Ganzen. Wegen der Absicht wird man die Länge verzeihen.)

A n z e i g e.

Im Musikverlage des F. F. Hoftheaters erscheint in einigen Tagen der vollständige Klavierauszug des Ballets:

Alfred der Große,

Musik vom Hrn. Grafen v. Gallenberg. — Gegenwärtige Auflage dieser mit so großem Beyfall aufgenommenen Balletmusik enthält alle für das hiesige Theater gemachte Zufüge und Verbesserungen, und wird unter der unmittelbaren Aufsicht des Hrn. Verfassers selbst besorgt, weshalb sie vor jeder anderen früher erschienenen Ausgabe wesentliche Vorzüge hat, und von ihm für die einzig echte erklärt wird.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.